

Die Fußballtheorie des Geldes

oder: Warum alle Finanzminister scheitern



Andreas Eschbach

Es ist das immer gleiche Ritual: Ein neuer Finanzminister tritt sein Amt an und bekräftigt in der ersten Pressekonferenz seine Entschlossenheit, den Haushalt zu sanieren und nun aber wirklich die Staatsschulden abzubauen. Denn, so sagt er weiter, es könne nicht angehen, dass ein immer größerer Teil der Steuern in den Schuldendienst fließe – also in Zinsen für aufgenommene Kredite des Staats –; das stelle eine Bürde für kommende Generationen dar und enge die gestalterischen Spielräume der Regierung ein. Und so weiter.

Stillschweigend unterstellt er damit, die vorhergehenden Finanzminister seien einfach nicht entschlossen genug gewesen. Aber der Finanzminister vor ihm hat das Gleiche gesagt und ebenfalls eiserne Entschlossenheit beteuert – hat er versagt? Rühren die immensen Schulden des Staats, **aller** Staaten dieser Welt wirklich nur her von einer Abfolge immer unfähigerer Finanzminister?

Nein. Tatsächlich ist ein Finanzminister in einer noch aussichtsloseren Situation als ein Fußballtrainer, der eine hoffnungslos zerstrittene Mannschaft schlechter Spieler übernimmt und sich der Erwartung gegenüberstellt, sie zum Sieg zu führen: Streitereien können beigelegt werden, Spieler können sich verbessern. Der Finanzminister jedoch hat **die Regeln** gegen sich.

Das zu erklären erfordert es, ein wenig auszuholen.

Angenommen, Sie haben ein Guthaben bei Ihrer Bank. Was besitzen Sie dann, genau genommen? Sie haben einen Ausdruck, auf dem eine Zahl steht, ein Saldo – doch was Sie eigentlich besitzen, ist nicht dieses Stück Papier (sollten Sie den Kontoauszug verlieren, druckt Ihnen Ihre Bank ohne mit der Wimper zu zucken einen neuen), sondern der **Anspruch**, der damit dokumentiert ist: ein Anspruch gegen Ihre Bank. Aus Sicht Ihrer Bank ist Ihr Guthaben nämlich eine Schuld, die Ihre Bank bei Ihnen hat.

Die Bank ihrerseits hat auch wieder Guthaben: Bei einem Hausbesitzer zum Beispiel, dem sie Geld für seinen Hausbau geliehen hat. Aus dessen Sicht handelt es sich dabei allerdings um Schulden, die er nach und nach abzustottern hat und für die er Zinsen zahlen muss.

Daraus besteht sogenanntes girales Geld: aus aneinander gekoppelten Guthaben und Schulden. Für jeden Euro Vermögen, den jemand besitzt, hat irgendjemand anders einen Euro Schulden – und zwar, wohlgemerkt, bis auf den letzten Euro und letzten Cent. Girales Geld ist ein rein buchhalterischer Wert, und eine Buchhaltung muss aufgehen, sonst ist sie falsch.

(Für Bargeld gilt das nicht. Doch Zahlungen mit Bargeld machen heutzutage weniger als fünf Prozent der Summe aller Transaktionen aus, was so viel heißt wie: Es spielt praktisch keine Rolle.)

Dieser Zusammenhang wird gern übersehen, wenn Statistiken in die Welt gesetzt werden wie „die Deutschen verfügen über ein Vermögen von fünf Billionen Euro“ oder „der deutsche Staat hat zwei Billionen Euro Schulden“. Es gibt immer eine andere Seite. Es ist wie beim Fußball: Für eine Mannschaft, die einen glanzvollen 4:0-Sieg feiert, muss es zwangsläufig eine andere Mannschaft geben, die eine schmachvolle 0:4-Niederlage hinzunehmen hat. Ein geschossenes Tor ist immer zugleich ein erhaltenes Tor für die Gegenseite. Und genauso ist ein Euro Guthaben gleichzeitig ein Euro Schulden für jemand anders.

Fußballligen überall auf der Welt funktionieren nach diesem Prinzip hervorragend. Wieso funktioniert das Geldsystem nicht genauso gut? Wieso produziert das Finanzwesen fortwährend Krisen, Blasen, Zusammenbrüche, und wieso steigen die Staatsschulden unaufhörlich, ganz egal, wer Finanzminister und wer an der Regierung ist?

Der Unterschied liegt darin begründet, dass zum Geldspiel Zinsen dazugehören, zum Fußballspiel dagegen nicht.

Um diesen Unterschied besser zu verstehen, stellen wir uns vor, die Bundesliga käme aus irgendeinem Grund auf die glorreiche Idee, ebenfalls so etwas wie Zinsen einzuführen: Für eine Mannschaft, die ihre Torbilanz ausgleichen will, würde es fortan nicht mehr ausreichen, genauso viele Tore zu schießen, wie sie erhalten hat, sondern sie müsste pro 5 kassierten Toren ein zusätzliches Tor erzielen, insgesamt also 6 Tore. Eine Mannschaft, die in einer Runde 25 Tore kassiert hat, muss also in der nächsten Runde mindestens 30 Tore erzielen, um ihren Platz zu behalten.

(Falls Sie die Stirn runzeln und sich fragen, wozu so eine Regel gut sein sollte: Dazu kommen wir gleich.)

Unsere Mannschaft nimmt die Herausforderung an, legt sich mächtig ins Zeug – nehmen wir an, es gelingt ihr tatsächlich, in der nächsten Runde 30 Tore zu schießen. Geschafft! Die Spieler freuen sich, die Fans freuen sich, die Vereinsvorsitzenden freuen sich. Alles ist gut.

Doch ist wirklich alles gut? Unsere Mannschaft hat 30 Tore erzielt, gewiss – doch das heißt unausweichlich, dass andere Mannschaften diese 30 Tore **kassiert** haben. Irgendwo in den Bilanzen der anderen Ligamannschaften tauchen die 30 erzielten Tore unserer Mannschaft als 30 erhaltene Treffer auf, die gemäß den Regeln die Verpflichtung nach sich ziehen, in der darauffolgenden Runde 36 Tore zu schießen.

Man kann sich also gut vorstellen, dass irgendwann ein Vereinsvorsitzender den Trainer vor einem Spiel beiseite nimmt und ihm sagt: „Also, dass eins klar ist – ich will Ihre Jungs in diesem Spiel mindestens fünf Tore schießen sehen. Wir verstehen uns?“ Worauf der Trainer sehr wohl versteht, dass sein Posten davon abhängt, und zu einer riskanteren Strategie greift. Die mag funktionieren und die benötigten Tore einbringen, aber natürlich kann sie auch schiefgehen und dazu führen, dass man mit mehr Gegentreffern als eigenen Toren vom Platz geht. Dann hat die andere Mannschaft ihre Torschuld erfolgreich verringert, aber der eigenen Mannschaft neue Torschulden für die nächste Runde beschert. An diesem Sachverhalt ändert auch die Entlassung des Trainers nichts. Denn wie geht es weiter? Selbst wenn tatsächlich die benötigten 36 Tore erzielt werden, schafft dies nur bei anderen Mannschaften der Liga eine „Torschuld“ von 43 Toren (36 Tore = 7 x 5 Tore + 1, je 5 Tore 1 „Zinstor“).

Über kurz oder lang wird die Bundesliga vor dem Problem stehen, dass Spielergebnisse wie 1:0 oder 3:2 nicht mehr genügen, um in der zur Verfügung stehenden Zeit alle „Torschulden“ abzutragen. Man wird also nicht umhin können, irgendwann ein bisschen an den Regeln zu drehen.

Zuerst an denen, die nach außen hin nicht so sichtbar sind. Vielleicht wird man sich darauf einigen, dass Torschulden aufgeschoben werden können gegen das Versprechen, sich in der nächsten Runde mehr ins Zeug zu legen (Probleme aufzuschieben ist etwas, das wir Menschen nur allzu gerne tun). Vielleicht wird es üblich werden, dass Vereine Tore, die sie nicht unbedingt benötigen, an andere abgeben – gegen gewisse Vergünstigungen, versteht sich: angemessene Geldbeträge (deren Höhe dann im „kicker“-Magazin heiß diskutiert wird), den einen oder anderen Spielerwechsel oder dergleichen.

Doch das hilft alles nichts: Selbst wenn alle es schaffen, ihre Torschulden zu begleichen, sind dadurch ja unweigerlich neue, noch höhere Torschulden für die nächste Saison entstanden! Die 43 zu erzielenden Tore bringen ihrerseits in die darauf folgende Runde eine „Torschuld“ von 51 Toren ein, und so geht es immer weiter: Nach zehn Runden wären wir schon bei etwa 177 zu schießenden Toren!

„Tore, Tore, Tore!“, wird es in nächtelangen Krisensitzungen heißen, „wir müssen mehr Tore schießen!“ Doch selbst wenn es einem Verein gelingen sollte, die schiefreudigsten Stürmer in der Mannschaft zu versammeln, die sensationell viele Tore erzielen, und die besten Keeper ins eigene Tor zu stellen, um möglichst überhaupt keine Tore kassieren zu müssen – die geschossenen Tore sind

trotzdem kassierte Tore für andere Mannschaften, erzeugen also neue „Torschulden“ für diese, und die gehaltenen Tore sind aus Sicht der gegnerischen Mannschaft entgangene Möglichkeiten, die eigenen Torschulden zu begleichen. Der sensationelle Ligasieg ist die Katastrophe für andere Vereine. Die „Kernschmelze der Liga“ droht!

Irgendwann werden „Experten“ erklären, die grundlegende Herausforderung bestehe darin, „Torwachstum“ zu erzielen: Man muss erreichen, dass *insgesamt* mehr Tore pro Saison geschossen werden. **Mehr Tore!** Das ist das Mantra, das Vereinsfunktionäre in ähnlicher Weise wiederholen werden wie Wirtschaftsminister und Finanz„experten“ ihr ewiges **Mehr Wachstum!** Mehr Tore, das scheint die Lösung zu sein.

Experten haben auch Vorschläge für Regeländerungen, mit denen das erreicht werden kann: Man könnte beispielsweise die Tore vergrößern – wenn das Tor ein wenig breiter und höher ist, steigen die Chancen beim Schuss darauf. Eckbälle könnten als Viertel Tore zählen, Abseitstore zumindest als halbe Tore. Und man könnte die Spielfelder ein wenig verkleinern, damit die Sportler schneller in Schussposition kommen. Wenn man diese Änderungen geschickt macht, werden sie optisch auch gar nicht auffallen.

Das funktioniert vielleicht – aber wohin führt es? Dass mehr Tore erzielt werden und damit die Torschulden für die nächste Saison noch weiter steigen.

Man wird drastischere Regeländerungen in Erwägung ziehen müssen. Soll man Torhüter vielleicht ganz abschaffen? Oder zwei Bälle ins Spiel geben? Man könnte die Spielzeit verlängern: Warum soll ein Fußballspiel nur 90 Minuten dauern? Ein Tennismatch zieht sich schließlich auch bisweilen über vier, fünf Stunden hin! Man könnte grundsätzlich am Schluss ein ausgedehntes Elfmeterschießen vorschreiben – vielleicht, indem man es zur Regel macht, dass der Sieger eines Spiels einen Vorsprung von mindestens zwei – oder drei? vier? zehn? – Toren haben muss, eher wird nicht aufgehört?



© Martin Bangemann

Doch auch Ergebnisse wie 85:67 werden das Problem nicht lösen (und sind auch alles andere als ein Maßstab dafür, dass das Spiel in irgendeiner Weise „besser“ geworden ist). Die Manager der Clubs werden mit den Schultern zucken und erklären, „wir brauchen nun mal Torwachstum!“, und dann wird man sich darauf einigen, dass Fußballspiele nicht mehr 4 Stunden dauern und eine Stunde Elfmeterschießen beinhalten, sondern dass sie über 5 Stunden gehen werden, mit anschließenden 2 Stunden Elfmeterschießen, und zwar auf beide Tore gleichzeitig.

Dann werden alle aufatmen und einander versichern, dass es nun endlich aufwärtsgehe, doch tatsächlich ist das Problem natürlich nicht gelöst und in Wirklichkeit geht es abwärts, und zwar nur noch schneller als zuvor. Die Mathematik ist unerbittlich: Nach 20 Runden werden aus den anfänglichen 30 „Schuldoren“ über **eintausend** geworden sein – Tendenz steigend!

Das Perfide ist, dass es gar nicht darauf ankommt, wie gut oder schlecht eine Mannschaft spielt – die Tore müssen erzielt werden, egal von wem. Schafft es eine Mannschaft nicht, rutscht sie eben ab oder fällt ganz aus der Liga, was aber nur hieße, dass sie durch eine andere Mannschaft ersetzt würde – die Schuld bleibt bestehen, denn es ist das Wesen einer Schuld, dass sie erst verschwindet, wenn sie beglichen wird. Und da diese Art Schulden nur beglichen werden kann, indem neue, **größere** Schulden entstehen, ist es eine Spirale ohne Ausweg.

Was immer man macht, was immer den Experten einfallen mag, es wird unausweichlich darauf hinauslaufen, dass Fußballspiele zu reinen Tor-Schieß-Orgien verkommen. Spielzüge, Pässe, Wettkämpfe Mann gegen Mann: alles Zeitverschwendung, wenn keine Tore dabei herauskommen! Irgendwann wird man „gezwungen sein“, Begegnungen zwischen zwei Mannschaften rein in Form von mehrstündigem Elfmeterschießen abzuhalten, mit Ergebnissen wie 215:198 – was dann allerdings keinen Zuschauer mehr fasziniert, sodass die Bundesliga mangels Publikumsinteresse aufhören wird zu existieren.

Man wird den Zusammenbruch der Bundesliga als **Crash** beklagen, aber die ehemaligen Fußballfans werden dazu sagen: „Es ging am Schluss nicht mehr um das Spiel. Es ging nur noch darum, Tore zu machen. Wer will denn das sehen?“

Ja, und natürlich hätte man einfach diese verhängnisvolle Regel mit den „Zinstoren“ abschaffen können. Das hätte die Bundesliga gerettet.

Was der Sinn dieser „Zinstore“ sein sollte, haben Sie sich vorhin vielleicht gefragt – zu Recht, denn tatsächlich wäre das, bezogen auf Fußball, eine völlig sinnlose Regelung.

Das ist beim Geld anders. Kaum ist das Geld erfunden, entsteht auch schon die Situation, dass jemand weniger davon hat, als er braucht, und sich an einen anderen wendet mit der Forderung: „Leih mir was!“

„Wieso sollte ich?“, sagt daraufhin der andere. „Dass ich mein Geld **jetzt gerade** nicht brauche, heißt doch nicht, dass ich es nicht vielleicht **demnächst** brauchen werde. Aber dann hättest du es, und was mach ich dann? Und überhaupt – wenn ich dir mein Geld gebe, weiß ich auch nicht, ob du es mir wirklich wieder zurückgibst! Du wirst es ja nicht nur unter die Matratze legen, sondern ausgeben.“

„Klar“, sagt der andere, „aber ich kaufe X in Y und bringe es nach Z, wo ich das Doppelte oder noch mehr dafür erzielen kann. Es wird gar kein Problem sein, dir dein Geld zurückzuzahlen.“

„Wenn das so ist, dann könntest du mich ja am Gewinn beteiligen“, sagt der mit dem Geld daraufhin. „Ich leihe dir fünf Dukaten, aber du musst mir sechs dafür zurückgeben.“

Und schon hat er den Zins erfunden.

Mit anderen Worten, Zinsen sind keine „Regel“, die „eingeführt“ werden muss; sie entwickeln sich aus der Logik des Geldes selbst. Deswegen führt es auch zu nichts, sie „verbieten“ oder „abschaffen“ zu wollen – sobald man Geld verwendet, spielen früher oder später immer auch Zinsen eine Rolle, und sei es unter anderen Namen und in anderen Erscheinungsformen (die Praxis des **Islamic Banking** bietet aufschlussreiche Anschauungsbeispiele dafür, wie man Zinsen umbenennen und verstecken kann).

Wovon aber bezahlt man nun die auf Schulden fälligen Zinsen? Tore, um noch einmal auf das Fußball-Beispiel zurückzukommen, braucht man einfach nur zu schießen, und damit sind sie erzielt. An einen Kreditgeber fällige Zinsen aber müssen in Geld entrichtet werden, und das muss irgendwo herkommen. Eingangs wurde erläutert, dass das girale Geld vollständig aus Guthaben besteht, denen Schulden in **exakt gleicher** Höhe gegenüberstehen: Logischerweise muss daher, um die Zinsen bezahlen zu können, **neues** Geld entstehen.

Und wie entsteht das? Nun, verblüffend einfach: Irgendjemand muss einen neuen Kredit aufnehmen.

Ja, genau – und für den werden wiederum Zinsen fällig. Natürlich. Sehen Sie nun die Parallelen zu unserem wahnwitzigen Fußballbeispiel? Auch hier, in der Welt des Geldes, kommt auf diese Weise ein sich fortwährend verstärkender Teufelskreis ohne Ausweg in Gang.

Das erklärt, warum Banken in letzter Zeit so atemberaubend leichtsinnig gehandelt haben, wenn es darum ging, Kredite an Privatleute mit fragwürdiger Bonität zu vergeben: Der Teufelskreis läuft immer schneller, läuft inzwischen schon mit wahnwitziger Geschwindigkeit – es müssen mittlerweile Tore geschossen werden auf Teufel komm raus, egal wie, egal von wem, was übersetzt aus unserem Fußballbeispiel heißt: Auf dem gesamten System lastet ein ungeheurer Druck, mehr Schulden entstehen zu lassen, und dieser Druck sucht sich immer neue Wege. Mal sind es Jugendliche, die über Konsumverlockungen und „problemlose“ Kredite früh in die Verschuldung gelockt werden, mal Zahnärzte, die nach Steuererleichterungen suchen, und neulich waren es eben amerikanische Hausbesitzer, die an Geld aus dem Nichts glaubten. Systematisch betrachtet ist es egal, wer die nötigen Schulden macht, Hauptsache, sie werden gemacht. Das Finanzwesen gleicht darin einem System kommunizierender Röhren.

Nun nimmt ein normaler Mensch einen Kredit nicht leichten Herzens auf, sondern nur dann, wenn er sich dazu gezwungen sieht oder den Kredit benötigt, um Anschaffungen zu tätigen, von denen er sich bessere Verdienstmöglichkeiten verspricht. Im ersten Fall handelt es sich um die Überbrückung eines Liquiditätsengpasses, im zweiten um eine Investition. Da Schulden den Handlungsspielraum einengen und ständig Geld kosten, entledigt man sich ihrer auch, so schnell man kann.

Auf der anderen Seite ist, wie gesagt, das System des giralen Geldes so beschaffen, dass es sich fortwährend ausweiten muss. Es muss ständig neues Guthaben entstehen, und das heißt, es müssen auch fortwährend Schulden in der gleichen Höhe entstehen – egal wo, egal bei wem, es kommt nur darauf an, dass es geschieht.

Wer bleibt, um sich zu verschulden, wenn alle Möglichkeiten erschöpft sind? Der Staat. Da ein Staat als unbegrenzt kreditwürdig gilt, kann seine Regierung immer neue Schulden machen und tut es auch, einerseits aus natürlicher Neigung (Geld ist Macht), letzten Endes aber, weil sich die Notwendigkeit dazu immer ergibt, egal was der jeweilige Finanzminister für Absichten verfolgt, und die Notwendigkeit ergibt sich, weil das Finanzsystem anders nicht funktionieren würde.

Denn da, wie eingangs erklärt, des einen Guthaben des anderen Schulden sind, heißt das im Umkehrschluss: Würde man alle Schulden begleichen, verschwänden auch alle Guthaben, und am Ende blieben nur Sachwerte und das bisschen Bargeld, das in Umlauf ist, und vielleicht nicht mal das. Wollte sich ein Staat entschulden, müsste er dies auf Kosten seiner Bürger tun: Diese müssten an seiner Stelle Schulden machen. Denn wie man es dreht und wendet, irgendjemand muss die Schulden haben, die den Guthaben gegenüberstehen, und beides muss immer mehr werden.

Und wenn die Kapazitäten von Unternehmen und Privatpersonen, Kredite aufzunehmen, ausgeschöpft sind – und das sind sie zwangsläufig irgendwann –, bleibt nur, dass sich der Staat verschuldet. Tut er es nicht, ist die Krise da. Tut er es, wird die Krise eine weitere Runde hinausgeschoben, um den Preis, dass die Schulden des Staats weiter steigen.

All die Maßnahmen, von denen wir immer in der Zeitung lesen, dass sie angeblich notwendig seien, um die „Krise“ zu „bewältigen“, sind allesamt nur dazu gut, das Spiel eine Periode weiter zu treiben, den Druck irgendwohin zu ventilieren, wo er am wenigsten Schaden anrichtet oder wo sich jemand am wenigsten dagegen wehren kann.

Was man „Krise des Kapitalismus“ nennt, ist also eigentlich das Zutagetreten einer Fehlkonstruktion im Herzen des Finanzsystems. Dadurch, dass Geld entsteht, indem Schulden entstehen, zu deren Begleichung noch mehr Geld entstehen muss und damit noch mehr Schulden, haben wir eine exponentiell steigende Kurve – derselbe Typ Kurve, der zum Beispiel auch den Verlauf einer Atomexplosion beschreibt –, für die es keine mathematische Begrenzung gibt. Das Perfide ist: Je mehr ein Land (oder genauer: ein Wirtschaftsraum) sich anstrengt, dem Übel zu entgehen, desto schneller arbeitet es sich umso tiefer in die Misere hinein – vergleichbar der Situation unserer Liga, wenn Fußballvereine die besten Stürmer und Torhüter versammeln, um möglichst viele Spiele haushoch zu gewinnen: An der zwangsläufigen Zunahme der allgemeinen „Torschuld“ ändert das nichts.

Deswegen rackern wir uns ab, um alles, alles zu Geld zu machen, durchwühlen die Erde nach Bodenschätzen, verfeuern in unseren Maschinen, was sich nur verfeuern lässt, um immer mehr Dinge zu produzieren, die eigentlich niemand „braucht“ und die wir anderen deswegen mit aufwendiger Werbung aufschwätzen müssen, die ihrerseits rennen und Stress haben und zu wenig Zeit für ihre Kinder und Freunde, weil sie auch Dinge oder Dienst-

leistungen zu verkaufen suchen: weil uns Schulden treiben, die immer weiter zunehmen, was immer wir auch tun. Um das, worum es beim Arbeiten ursprünglich einmal ging – die Bedürfnisse des Lebens zu befriedigen –, geht es schon lange nicht mehr. Wir sind in einem Spiel gefangen, dessen Regeln kein Entkommen vorsehen.

Wie dieses Spiel eines Tages ein gutes Ende finden mag, weiß zurzeit niemand. Alternative Ideen wie die des Freibeziehungsweise Schwundgelds von Silvio Gesell (Geld mit negativem Zins, sprich Geld, dessen Wert kontinuierlich sinkt) oder sogenannte Tauschringe, die ganz ohne Zinsen auskommen, konnten sich bisher nicht durchsetzen. Es wird wohl ein Kopernikus des Finanzwesens kommen müssen, um die Epizyklen, auf denen wir heute das Geld unterwegs sehen, durch etwas zu ersetzen, das wirklich funktioniert. Vielleicht wird man in fünfhundert Jahren auf unsere Zeit so zurückblicken, wie wir heute auf die Menschen des Mittelalters herabsehen, die sich über die Zahl tanzender Engel auf Nadelspitzen gestritten, Hexen für eine schlimme Bedrohung gehalten und die Erde als Mittelpunkt des Sonnensystems betrachtet haben: ***Im 20. und 21. Jahrhundert hielten die Leute Geld für das Wichtigste – so rückständig waren die damals!*** 

Der Erstabdruck erfolgte in: Giel, Klaus; Obermeier, Otto-Peter; Reusch, Siegfried (Hrsg.): Philosophie & Wirtschaft. Krise und Zukunft des Kapitalismus. der blaue reiter¹ – Journal für Philosophie. Ausg. 30. ISBN: 978-3-933722-32-4.

Zum Autor Andreas Eschbach



Er lebt und arbeitet als Schriftsteller in der Bretagne. Zu seinen bekanntesten Romanen zählen „Das Jesus-Video“ und „Ausgebrannt“; zuletzt erschien „Ein König für Deutschland“.

Internet: <http://www.andreaseschbach.de/>

Zur Vertiefung empfohlen:

– Eschbach, Andreas: „Eine Billion Dollar.“
Bastei Lübbe Verlag, 2001.



¹ *der blaue reiter – Journal für Philosophie* ist keine Fachzeitschrift im üblichen Sinne, sondern der Versuch, Philosophie für interessierte Leser verständlich und ästhetisch ansprechend zu präsentieren. Die Ausgaben werden von Künstlern mitgestaltet, fremdsprachliche Zitate werden übersetzt und Fachbegriffe erklärt. Jede Ausgabe des halbjährlich erscheinenden Journals stellt eine Einführung in das jeweils behandelte Fachgebiet der Philosophie dar. Die 11. Ausgabe trägt den Titel **Geld**, die 30. den Titel **Philosophie & Wirtschaft**. In beiden Ausgaben werden die Themenbereiche Geld und Wirtschaft in sehr grundsätzlicher Weise aus philosophischer Perspektive behandelt. Internet: www.derblauerreiter.de und www.verlag-derblauerreiter.de